

CHRISTOPHER BUEHLMAN

NACHT ÜBER DEM  
FLUSS

ROMAN

HEYNE <  
EBOOKS

CHRISTOPHER BUEHLMAN

NACHT ÜBER DEM  
FLUSS

ROMAN

**HEYNE** <  
EBOOKS

## DAS BUCH

Amerika in den frühen Dreißigerjahren: Der mittellose Akademiker Frank Nichols zieht mit seiner Frau Dora nach Georgia in das kleine Städtchen Whitbrow. Er will die Chronik der Savoyard Plantage schreiben, dem Wohnsitz seiner Vorfahren, doch in Whitbrow schlägt ihm nur Furcht und Misstrauen entgegen. Zunächst lassen sie sich davon nicht einschüchtern, und während Dora als Lehrerin in der Schule von Whitbrow anfängt, befragt Frank die Bewohner nach der Geschichte der Savoyards. Doch je mehr er nachbohrt, umso verängstigter reagieren die Einheimischen – bis Dinge geschehen, mit denen keiner von beiden je gerechnet hätte. Denn auf Savoyard Plantage jenseits des Flusses haust das Böse, und es fordert seinen Tribut. Finsteren, blutigen Tribut ...

## DER AUTOR

Christopher Buehlman hat französische Literatur und Geschichte studiert und ist einige Jahre mit einer eigenen Bühnenshow durch die USA getourt. Er wurde 2007 mit dem Bridport Prize for Poetry ausgezeichnet. »Nacht über dem Fluss« ist sein erster Roman. Christopher Buehlman lebt und arbeitet in Florida.

Mehr über Autor und Werk auf [www.christopherbuehlman.com](http://www.christopherbuehlman.com)



[www.twitter.com/HeyneFantasySF](http://www.twitter.com/HeyneFantasySF)

@HeyneFantasySF

[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

Christopher Buehlman

**NACHT  
ÜBER DEM FLUSS**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von  
Norbert Stöbe

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
THOSE ACROSS THE RIVER

Deutsche Erstausgabe 02/2013  
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer  
Copyright © 2011 by Christopher Buehlman  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
ePub-ISBN: 978-3-641-09221-4  
[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

*Für Christeen und Joseph Buehlman,  
die meinen Träumen ein Zuhause gaben*

Er kam mich besuchen, hier in meinem Käfig, weil ich ihm gehörte.

*Ich glich einem neuen Rennpferd, das ihn so sehr faszinierte, dass er jede Nacht, wenn die anderen schliefen, nach ihm sehen ging. Er saß im Schneidersitz auf dem feuchten Boden, ohne den Nieselregen zu beachten. Der Regen war nicht stark genug, um seine Zigarre zu löschen, doch mein ruiniertes Rücken war trotzdem klitschnass, und ich hatte das Gefühl, meine Knochen bestünden aus kaltem Zinn.*

*Ich dümmerte ständig weg. Vielleicht saß er schon seit einer Stunde hier, als ich ihn bemerkte.*

*»Du wirst hier draußen sterben«, sagte er.*

*Er wollte mich nicht erschrecken.*

*Es war eine Feststellung.*

*»Ja«, sagte ich.*

*Mir kam der Gedanke, dass sie mich fressen könnten. Ich verwarf ihn gleich wieder; wenn sie mich verspeisen wollten, hätten sie nicht zugelassen, dass ich bei lebendigem Leib verfaule. Sie hätten mir mehr zu essen gegeben. Als Nahrung war ich ihnen nicht gut genug.*

*»Ich bin euch nicht gut genug zum Verspeisen«, murmelte ich in den Regen, zu erschöpft, um zwischen Denken und Sprechen zu unterscheiden. Du oder ich hätten es nicht gehört. Sie aber hatten empfindliche Ohren.*

*»Vielleicht ja dein Herz«, sagte er ohne Ironie oder doppelte Bedeutung. Ich hatte nicht das Gefühl, mit einer*

*anderen Person zu sprechen. Er war ein Schatten unter Schatten.*

*»Mir recht«, sagte ich.*

*Dass sie mein Herz verspeisen wollten, erschien mir richtig und endgültig. Ich wollte bei den Toten ruhen. Ich wollte nichts mehr spüren, wollte blind sein und ohne Erinnerung. Doch es kam anders.*

*Ich behielt meine Erinnerungen.*

*Zumal jene, die ich nicht wollte.*



# 1

So fing es an.

Eudora und ich fuhren die Einfahrt entlang, der Kies knirschte unter den Rädern. Als das Haus in Sicht gelangte, stieß sie einen Schrei aus.

»Gehört das uns, Frankie? Gehört das wirklich uns?«

»So ist es beurkundet.«

»Das ist ein wunderschönes Gelb. Ich glaube, ich werde es Canary House nennen.«

»Meinetwegen. Und du bist mein Kanarienvogel.«

Sie grinste, ihre verschiedenfarbigen Augen blitzten; das eine war seegrau, das andere meergrün. Die bezauberndsten Augen, die ich je gesehen habe oder sehen werde.

»Lass uns einen Moment hier sitzen und es betrachten. Wir werden eine schöne Zeit in dem Haus haben, aber wir wissen noch nicht, wie es werden wird, deshalb sollten wir den Moment auskosten. Die Möglichkeiten, meine ich.«

»Ist gut.«

»Oder noch besser, wir stellen uns vor, was wir in dem Haus anfangen wollen. Kannst du dir vorstellen, mich auf der Treppe zu vögeln? Innerhalb der nächsten Stunde?«

»Mühelos.«

»Wirst du mich über die Schwelle tragen?«

»Das heben wir uns für die Hochzeit auf. Für einen unbeobachteten Moment. Wir sind bereits verheiratet, schon vergessen? Jedenfalls in den Augen unserer Nachbarn.«

»Die Nachbarn. Ich frage mich, wie lange es dauern wird, bis wir mit denen befreundet sind. Siehst du vor dir, wie sie zu uns zum Essen kommen?«

»Ja.«

»Und wie steht's damit, als altes Ehepaar auf der Veranda zu sitzen? Händchen zu halten und Fliegen zu verscheuchen? Siehst du das vor dir?«

»Überhaupt nicht.« Ich lachte.

»Na ja, vielleicht will ich auch gar keine Fliegen mit dir verscheuchen.«

Und dann küsste sie mich so leidenschaftlich, dass wir es nicht mal bis zur Treppe schafften.

Die Umzugsfirma kam nicht zur heißesten Tageszeit, sondern eine Stunde später, als die brütende Hitze unter dem Dachgesims und auf den Veranden stand und der aufgeheizte Erdboden dampfte. Der ramponierte, verrostete Truck mit der eingedellten Stoßstange hielt hinter meinem Wagen. Die Farbe des Umzugswagens war mal weiß gewesen. Deshalb zeichnete sich das Blut so deutlich ab. Viel war es nicht, kaum mehr als ein Klecks, doch es war frisch.

In Chicago war die Beule noch nicht dagewesen.

Als der Fahrer, ein leutseliger Neger mit breitem Kreuz und offenem, hübschem Gesicht, den Motor abstellte, sah er, dass ich auf den Blutfleck aufmerksam geworden war. Schwarzer Qualm kam aus dem Auspuff. Er kletterte aus dem Führerhaus. Sein Kollege, der kleiner war als er, desgleichen. Er hielt sich dicht bei ihm.

»Wir haben 'nen Köter angefahren. Kam auf die Straße gerannt. Zurück ist er dann geschlichen.«

»War die Fahrt ansonsten okay?«

»Ach, hab schon Schlimmeres erlebt, ja wirklich. Aber die Straßen sind hier ziemlich holperig.«

Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, dass Eudora aus dem Haus kam. Die beiden sahen Eudora einen Moment länger an, als sie sollten. Und da hatten sie noch nicht mal ihre Augen bemerkt.

Sie trat neben mich und bot den Männern Kaffeebecher mit Wasser an.

»Wir haben keinen Kühlschrank, sonst hätte ich Ihnen was Kühles gebracht.«

Sie stürzten das Wasser hinunter und bedankten sich.

Eudora nahm ihnen die Becher ab und ging zurück ins Haus. Der Große wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß aus den Augen, damit er ihr nicht hinterhersehen musste. Der Kleine war weniger raffiniert.

»Sollen wir anfangen?«, sagte ich und legte Hemd und Brille ab.

»Aber nein, Mr. Nichols. Dafür werden wir bezahlt. Zeigen Sie uns einfach, wo Sie die Kartons hinhaben wollen.«

»Ach was. Drei Männer sind schneller fertig als zwei. Und dann gibt's was zu essen.«

Das Hineintragen war anstrengend, hauptsächlich wegen der Ecke am Ende der Treppe. Mein Rollpult war das Schlimmste. Ich hätte das auch den Umzugsleuten überlassen können, hatte aber ein schlechtes Gewissen. Ein Mann muss sich seine Extravaganzen verdienen. Die Flammen des Heiligen Geistes schlugen aus meinen Fingern, als ich sie mir beim Um-die-Ecke-Manövrieren quetschte. Vielleicht musste ich das Opfer erbringen, damit es in Zukunft mit dem Schreiben klappte. Ich ertappte den großen Schwarzen dabei, sich in die Wange zu beißen, weil er nicht über mein gequältes Gesicht lachen wollte. Meine

Grimassen sind manchmal richtig komisch. Dann sah er sich meine Hand an. Erst jetzt fiel ihm auf, dass mir ein Finger fehlte. Er sah wieder weg.

Ich ging nach draußen, schüttelte die Hand und sah, dass Dora auf der Motorhaube des Ford lag. Sie lag verkehrt herum, mit dem Kopf nach unten, und genoss die durch den dünnen Stoff ihres Kleides hindurchsickernde Wärme des aufgeheizten Metalls. Ihr Blick ruhte auf der Sonne, die durchs Geäst hindurchschien. Der Hut war ihr verrutscht, der Sonnenhut mit der verdorrten Rosenblüte, und das Gold in ihrem Haar stand in Flammen.

»Du wirst noch ohnmächtig werden und ins Fallobst rutschen«, meinte ich.

»Das ist deine Schuld, Orville Francis Nichols. Hättest du mir nicht verboten, beim Reintragen zu helfen, hätte ich was Besseres zu tun, als hier zu liegen und dem Lauf der Welt zuzuschauen. Und verkehrt herum ist das interessanter. So ist das nun mal.«

Ich ging zu ihr.

»Außerdem wiege ich fast hundertfünfundzwanzig Pfund, und wenn ich mich an deine Anweisungen halte, komme ich vielleicht nicht mehr hoch.«

»Ich trage dich.«

»Aber doch nicht mit diesen verschwitzten Muli-Armen.«

Ich hob sie trotzdem hoch und iahte wie Klaus Zettel im *Sommernachtstraum*, und sie lachte und schlug scherzhaft nach mir.

»Du siehst gut aus, schwitzendes Ding. Ohne Hemd, im Arbeiterlook.«

Ich wandte mich zurück zum Haus.

»Und mit deinen teuren italienischen Schuhen!«, rief sie mir nach. »Wer wird eigentlich deine vielen spitzen Schuhe nach oben tragen, Herr Professor?«

Als ich reinginging, spannte ich demonstrativ die Muskeln an.

Als ich sie das nächste Mal sah, kniete sie in der Küche und pellte mit dem Daumennagel das Klebeband von einem Karton ab. Sie nahm ein silbernes Essbesteck aus dem Jahr 1871 heraus, ein Hochzeitsgeschenk ihrer Großmutter. Das Geld von Benton Harbor steckte in dem Silber, verdient mit den riesigen Obstplantagen, die ihr Großvater in Michigan betrieben hatte. In alle Teile waren Rosen eingraviert, und die Zacken der Gabeln waren so filigran, als wären sie für Kinder gemacht. Eudora betrachtete ihr umgekehrtes Spiegelbild im Teelöffel. Ich schmolz dahin, bevor sie mich auch nur bemerkt hatte. Himmelherrgott, war ich verliebt. Und das schon seit dem Moment, da ich sie vor all den Jahren zum ersten Mal in der Vorlesung gesehen hatte. Das Mädchen in der ersten Reihe. Die hartnäckige, lustige Lehramtsstudentin. Die reiche junge Frau, die das Geld ihres Daddys verschmähte, weil sie sich keine Vorschriften machen lassen wollte.

Ich ließ sie in der Küche zurück und wäre im Wohnzimmer fast mit dem Hünen zusammengestoßen, der meine Kanone in den Armen hielt. Eigentlich war es keine Kanone, sondern eher eine kurzläufige, überdimensionale Flinte, die an Deck eines Schiffes aus dem achtzehnten Jahrhundert in Gebrauch gewesen war und die man im Bürgerkrieg als Feldgeschütz zweckentfremdet hatte. Man hatte sie mit Kartätschen geladen und damit aus kurzer Entfernung Menschen und Pferde zersiebt. Ein kluger Zimmermann hatte sie auf ein Wägelchen montiert, damit ein Maultier sie ziehen konnte. Ich hatte sie hin und wieder am 4. Juli abgefeuert, dem Unabhängigkeitstag. Solange der Krach von mir kam, machte er mir nichts aus.

»... Krieg, Mr. Nichols?«, hörte ich den Fahrer sagen. Aus Gewohnheit antwortete ich auf die Frage, von der ich annahm, dass er sie gestellt hatte. Wenn Ihr Gehör nachlässt, werden Sie sich den gleichen Trick angewöhnen.

»Ja, war ich«, sagte ich. »Infanterie. Dreiunddreißigste.«

»Nein, Sir, ich hab gefragt, ob Sie mit der Kanone in den Krieg *ziehen* wollen. Aber ich hab auch gedient. Wollten mich zwar nicht in die Nähe einer Kanone lassen, aber als Stauer war ich ihnen recht. Ich glaub, das einzige Mal, wo ich nur zugesehen und jemandem anderem das Ausladen überlassen habe, war der Tag, an dem ich geboren wurde.«

Ich lachte mit ihm über den Scherz, den er vermutlich schon tausend Mal angebracht hatte. Stauer. Wahrscheinlich war er in Brest stationiert gewesen, als ich mich auf der *Mount Vernon* eingeschifft hatte, ein schwarzes Gesicht unter vielen, dem wir auf dem Weg zum Ruhm, als Onkel Sam die Nigger zu Packeseln machte, keine Beachtung geschenkt hatten. Ein mieser Deal, hatte ich damals gedacht.

»Wo wollen Sie das Ding hinhaben? Und das Pulverfass?«

»Bitte nach oben ins Arbeitszimmer.«

Alle ungehörigen Männersachen kamen ins Arbeitszimmer. Alles, was explodieren oder ein Projektil abfeuern konnte, eine scharfe Kante oder einen höheren Alkoholgehalt hatte als Wein, kam dorthin. Wenn es aus Holz oder Leder oder älter als fünfzig Jahre war, aber ohne Spitze oder Blumenmuster, kam es ins Arbeitszimmer. Schreibmaschine. Globus. Bücher. Fernglas. Drambuie. Ich würde den Raum lieben.

Unsere Dinnergäste waren es nicht gewohnt, mit Weißen an einem Tisch zu speisen. Anfangs waren sie zurückhaltend, besonders der Kleine, aber man merkte

ihnen an, dass sie Hunger hatten. Der Große - hieß er John? James? Ja, ich glaube, er hieß James - verspeiste zwei Teller Corned Beef mit Dosenbohnen und trank unser letztes Bier. Ich war froh, dass er es zu schätzen wusste. Ich aß die Bohnen, im Fleisch stocherte ich nur herum.

»Seit wann magst du denn kein Fleisch?«, fragte Dora.

»Die Bohnen sind mir lieber.«

Es lohnte nicht, ihr davon zu erzählen, aber seit ich in Frankreich am Dosenfleisch fast erstickt wäre, brachte ich es nicht mehr herunter. ›Alter Charley‹ hatten wir's genannt; jeden Tag das Gleiche, und dann Trillerpfeifen und Schlamm, Matsch und Dreck. Auch jetzt noch, siebzehn Jahre später, rief die Erinnerung an jene Zeit Widerwillen bei mir hervor.

Als die Männer weg waren - als sie nach überschwänglichen Dankesbekundungen und guten Wünschen für die Zukunft und dem umständlichen Rückwärtsmanövrieren aus der Einfahrt den Rückweg nach Chicago angetreten hatten - (Empfand ich ein gewisses Bedauern, nicht mitfahren zu können? Obwohl zu dem Zeitpunkt noch kein Missgeschick oder Schlimmeres über uns hereingebrochen war? Verspürte ich wenigstens wehmütige Trauer um die Stadt am See?) -, fasste Dora mich am Ellbogen und zog mich mit sich, um das Bett einzuweihen.

Es war ein quietschendes altes Monstrum von einem Himmelbett, doch es konnte uns niemand hören. Unsere nächsten Nachbarn hätten vielleicht einen kurzen Schrei gehört. Mittendrin schob sie mich weg, um das Fenster zu öffnen und die im Zimmer gefangene Hitze entweichen zu lassen, doch ich nahm sie kniend und ließ meinen Schweiß auf ihren Rücken tropfen, und sie heulte aus dem Fenster wie eine läufige Hündin, wie die Franzosen sagen.

Anschließend rauchte sie eine Zigarette und pustete den Rauch ins Laub der Ulme vor dem Fenster, ohne sich daran zu stören, dass das Laken, in das sie sich gewickelt hatte, nur eine ihrer kleinen Brüste mit den dicken Nippeln bedeckte.



## 2

Ich machte einen Spaziergang. Die Baumschatten wurden länger und streckten sich wie Finger über die Schotterstraße nach Whitbrow, als im Westen der Tag zur Neige ging. Die wenigen Häuser am Straßenrand waren bessere Baracken, wirkten aber gleichwohl malerisch in dem bernsteinfarbenen Licht, das auf die Pinienbretter und Blechdächer fiel. Hin und wieder bellte ein Hund. Hin und wieder tauchte ein Gesicht auf und verschwand gleich wieder hinter dem Mückennetz eines Fensters. Einmal strich eine knochige Hand ein Streichholz an, dessen Stichflamme sich am Docht einer Öllampe verdoppelte.

Auf einem hohen Ast saß eine Schleiereule und schaute mir nach. Dann flog sie geräuschlos in die Tiefe des Waldes davon. Vielleicht hatte ich ihr so gut gefallen, dass sie jemandem von mir berichten wollte.

Obwohl es dämmerte, war es immer noch heiß. Es war nicht mein erster Aufenthalt im Süden; in Camp Logan in Texas war es heißer gewesen, zudem hatte ich in voller Montur Erdlöcher gegraben, war gekrochen und hatte Distanzschüsse abgefeuert. Andererseits war ich damals neunzehn gewesen, und das macht einen großen Unterschied. An diesem, meinem ersten Tag in Whitbrow, war ich sechsunddreißig, und das spürte ich allmählich auch. Ich war immer gut in Form gewesen, doch in letzter Zeit setzte ich um die Hüfte ein wenig Speck an. Der Schweiß durchtränkte das T-Shirt an meinem Rücken und rann kitzelnd in die Pospalte. *Look away, Dixieland.*

Ich hatte Hunger.

In diesem Städtchen würde ich kaum ein Restaurant finden, doch im Kramladen brannte Licht. Das Geschäft lag gleich neben dem Hauptplatz, aufgebockt wie die Wohnhäuser, mit asymmetrischem Grundriss – beinahe trapezförmig – und abblätternder weißer Farbe. Eine mottenumschwärmte Kerosinlampe beleuchtete von hinten das Schild, dessen Aufschrift ich im abendlichen Dämmerlicht gleichwohl lesen konnte: GESCHLOSSEN. BITTE ERNEUT VERSUCHEN! Schild hin oder her, im Laden waren Leute. Ich legte das Gesicht ans schmierige Schaufenster und sah zwei Männer, die sich über ein Schachspiel beugten. Ein dritter Mann stand bei ihnen und schaute zu. Ihm fehlte ein Arm.

Einer der beiden Schachspieler, ein sehr dicker Mann, bemerkte mich und kam zur Tür. Als er sie öffnete, schlug die Oberkante ein kleines, hektisches Glöckchen an.

»Sie sind bestimmt der Verwandte von Dottie McComb«, sagte der Dicke, der mit seiner Schürze zu schweben schien wie ein Zeppelin.

»Das ist richtig. Orville Francis Nichols, aber Frank tut's auch.«

Ich reichte dem Dicken die Hand. An der Art und Weise, wie er sie ergriff, merkte ich, dass er zu diesem unfairen Quetschgriff ansetzte, der einen festen Händedruck als Erwidern unmöglich machte. Ich hatte mich nicht getäuscht, verzog aber keine Miene.

»Paul«, sagte er.

»Ist mir ein Vergnügen, Sir. Dann haben Sie schon geschlossen?«

»Ja, aber wenn die Jungs hier sind, macht das nichts.«

Die beiden ziemlich alten Jungs sahen von ihren unterschiedlichen Stühlen zu ihm herüber und nickten

bestätigend. Ein junger, rundlicher Bursche mit hartem Gesicht saß am Kanonenofen, auf dem Boden war Sand ausgestreut.

»Was dagegen, wenn ich mich umschaue?«

»Bitte sehr«, sagte der Mann und hielt mir die Tür auf, als ich mich an seinem Bauch vorbeizwängte.

Die Regale waren so gut wie leer. Harte Zeiten, wie überall. Sirup. Schweineschmalz. Reis. Eier. Mehl. Ein paar Käsesorten. Das Tabakregal war gut bestückt, allerdings mit Prince Albert und Red Man und Tabak für Selbstdreher von den hiesigen Farmen. Ein Stapel Strohhüte auf der Theke lehnte sich an ein Glas Gewürzgurken. Auf einem Teller lag in einer grünen Pfütze eine Zange.

In dem Regal hinter der Theke forderte neben einem gelassen dreinschauenden Luchs ein ausgestopfter Dachs auf den Hinterbeinen einen unsichtbaren Gegner heraus. Neben ihnen saß ein ausgestopfter Hund im Schneidersitz auf einem Baumstumpf und spielte ein kleines Banjo. Über allem thronte ein Hirschkopf. An jedem Tier hing ein handbeschriebenes Preisschild.

»Sir, ich sehe hier keinen Wein«, sagte ich.

»Das liegt daran, dass ich keinen verkaufe. Würd ja gern, aber geht nicht. Die Gegend hier ist trocken.«

Einer der alten Jungs sagte: »Schon seit der Erweckungsversammlung neunzehn-zwölf, das war noch vor der Prohibitzi-joon. Schlangenrituale und all das. Paul erinnert sich noch dran.«

»Ja, Paul. Wieso bist du nicht rein ins Zelt und hast dir so'n Klapperviech geschnappt?«

»Zu dick. Die hätten mich gleich auf'm Kieker gehabt.«

»Nicht, wenn du fromm gewesen wärst.«

»So fromm, dass ich 'ne Klapperschlange hätt packen können, war ich nicht.«

»Sagen Sie mal«, sprach der Einarmige mich an. »Ist Ihre Frau nicht die hübsche neue Lehrerin, die Dotties Stelle an der Schule übernimmt?«

»Du weißt verdammt gut, wer sie ist. Hast es mir doch selbst erzählt«, meinte Paul.

»Man wird doch wohl mal fragen dürfen. Ich unterhalt mich bloß.«

Der erste alte Junge sagte: »Wenn Sie Wein kaufen möchten, Herr Lehrerin-Gemahl, sollten Sie zur Textilstadt im Cafferty County fahren. Wir hier im Morgan County trinken nur das Blut des Erlösers.«

»Heißt es nicht in der Bibel, der Herr habe Wasser in Wein verwandelt?«, entgegnete ich.

»Stimmt schon. Bei der Hochzeit zu Kanaan. Aber wir hier machen keinen Wein aus Wasser. Nur Whiskey aus Mais.«

Der harte Bursche, der bis jetzt geschwiegen hatte, schaute zu Paul hoch und sagte: »Würd'st du mal ziehen?«

Auf dem Rückweg ging mir durch den Kopf, wie leicht sich der Rucksack ohne eine Flasche Burgunder anfühlte. Nur Erbsen, Käse, Brot, Eier und Kaffee für morgen waren darin. Kein Zucker. Dora, das Schleckermaul, würde enttäuscht sein, jedoch nicht so enttäuscht wie ich wegen des Weins, der mir jetzt nicht beim Einschlafen helfen würde. Ich hatte mich schon als Junge daran gewöhnt, als Vater John und mich bei Tisch immer ein Gläschen trinken ließ. Mutter war bei der Geburt eines bereits toten Töchterchens gestorben, und Vater versteckte den Kopf in der Flasche. Aber er hatte einen guten Geschmack und konnte ihn sich auch leisten; der Schrank mit Alkoholika war stets gut mit französischen Weinen mit verlockenden Etiketten gefüllt. Den größten Reiz übten freilich die Flaschen mit geheimnisvollen Schnäpsen und Likören aus,

bernsteinfarben, rubinrot und klar. Die waren für uns verboten. Sie gehörten zur Erwachsenenwelt, genauso wie Pfeifentabak, Bartschneider und die Flinte über dem Dielenspiegel, an die ich nur herankam, wenn ich auf einen Stuhl kletterte. Unser Papa aber war kein ordinärer Trinker; nur ein trauriger, müder. Er hat uns auch nicht oft geschlagen.

Das eine Mal, da John die Faust anstelle des Gürtels zu spüren bekam, hatte er den Schlüssel zum Getränkeschrank entwendet, sich über den Grand Marnier hergemacht und die Flasche anschließend mit Wasser aufgefüllt. Als Papa mit seinen Freunden, alle in eleganten Anzügen, von der Cicero-Rennbahn zurückkam, war er stockbesoffen. Sie kriegten sich gar nicht mehr ein vor Lachen, aber mein Vater lachte nicht. Er verpasste John einen Schlag auf den Mund, der ihn niederstreckte. Ich hatte mich davor gehütet, von dem Schnaps zu trinken. Doch weil ich der Ältere war, bekam ich trotzdem eine Tracht Prügel mit dem Gürtel verabreicht, weil ich John nicht davon abgehalten hatte. Und zwar ordentlich. Wenn Vater Gäste hatte, war es immer besonders schlimm. Als wetteiferten sie darum, wer seine Kinder am besten verdreschen konnte. Übrigens war dies das letzte Mal, dass er mich schlug. Es war das Jahr, bevor ich nach Übersee ging, wo ich eines Tages im Sechsten Arrondissement von Paris die Grand-Marnier-Flasche wiedererkannte und deren Inhalt aus dem Mund einer derben Hure trank. Diesmal gab's keine Bestrafung, weder mit dem Gürtel noch in Form von Quecksilbertinktur, doch mein Kumpel im Nebenzimmer hatte weniger Glück, als wir bei der Schwanzinspektion die Hosen runterlassen mussten.

Ich schaute zum Himmel hoch. Im Westen hielt sich hinter dem Wald noch ein Rest von Kobaltblau – stockdunkel war

es also noch nicht.

»Mein Herr Jesus trinket Wein«, sang ich vor mich hin.  
»Sogar recht viel. Er hat eine Säufernase. Er leitet mich heim. *Links ... Links ... Links, rechts, links.* Weiter so, Jesus.«

Die Heuschrecken zirpten, als ich mich Canary House näherte. Da alle Fenster dunkel waren, wusste ich, dass Dora noch schlief. Ich ging so leise wie möglich nach oben, doch als ich ins Schlafzimmer trat, erwachte sie vom Knarren der Bodendielen und setzte sich auf, der Bogen der Schultern und ihr Scheitel zeichneten sich als schwacher Umriss im Halbdunkel ab. Sie atmete ein und schluckte, dann sagte sie: »Frank.«

Ich kannte dieses Stocken.

Um ein Haar hätte sie »Stephen« gesagt.

Er war ihr Ehemann gewesen, ordentlicher Professor und Weltklasse-Wichtigtuere Stephen Chambers.

Meine erste private Begegnung mit Eudora fand bei einem Fakultätsessen der University of Michigan statt, wo sie und ihr Gatte mit einem Dichter und zwei japanischen Austauschstudentinnen an einem Tisch saßen. Da fing die Täuschung an, mit einem Spiel verstohlener Blicke, während eines der Mädchen in ungelenktem Englisch die Feinheiten der Teezeremonie zu erklären versuchte.

Das Mädchen war ganz offensichtlich in den Dichter verknallt, einen sorgfältig frisierten, aber metrisch enttäuschenden ehemaligen Protegé von Robert Frost, dessen Werk bei Lesern aus dem Ausland auf begeisterte Zustimmung stieß. Professor Chambers renommierte derweil mit Dora vor seinen Kollegen wie mit einem teuren Rennpferd, zu eingenommen von sich selbst, um zu

merken, dass sie es mitbekam. Und dass es ihr zuwider war.

Sie war zwanzig und trug einen Pullover von der Farbe einer Anjou-Birne.

Ich war noch so gut gebaut wie das St. Ignatius Basketballcenter, dem ich vor fünfzehn Jahren angehört hatte.

Bevor der Salat aufgetragen wurde, waren wir ineinander verliebt.

Das war vier Jahre her.

Die Affäre dauerte zwei Jahre.

Dann starb endlich der Name ihres Mannes.

Wie wohl irgendwann auch der meine.

Dora war unfruchtbar.

Gegen Mitternacht saß Dora im Bett und las im Schein der drei Kerzen auf dem Nachttisch *Madame Bovary*. Es war immer noch schwül. Die Flammen regten sich kaum. Ich hatte mir Kissen ins Kreuz gestopft und schälte eine Birne. Auf dem Bauch balancierte ich einen kleinen Teller, der im Rhythmus meines Atems schwankte.

»Das ist schlecht für die Augen«, sagte ich.

»Du bist der, der eine Brille braucht.«

Ich teilte einen Birnenschnitz ab und nahm ihn mit den Lippen vom Messer auf. Dora gestattete sich einen Seitenblick und bekam gerade noch mit, wie ein dicker Safttropfen den Teller verfehlte und in meine spärliche Brustbehaarung fiel. Sie blinzelte und schaute wieder ins Buch.

»Auf Französisch ist es besser, weißt du«, sagte ich.

»Bestimmt, wenn man Französisch spricht.«

»Aber manche Leute haben inhaltliche Vorbehalte. Das Buch leistet nicht gerade der ehelichen Treue Vorschub.«

»Wir müssen es halt drauf ankommen lassen«, meinte sie.  
»Lässt du mich jetzt lesen?«

»Sicher doch.«

Ich verspeiste ein weiteres Stück Birne. Sie sah mir wieder beim Essen zu. Ich schluckte und sagte: »Hattest du schon die Stelle, wo sie sich mit Arsen vergiftet und unter Qualen stirbt?«

Sie klappte das Buch zu. »Orville Francis Nichols, du bist ein Mistkerl allererster Güte.«

»Und du hast fluchen gelernt. Das Buch untergräbt die Moral.«

»Du glaubst gar nicht, wie«, meinte sie und nahm mir Birne, Messer und Teller ab. Sie schnitt einen mondförmigen Schnitz heraus und legte ihn auf die Innenseite ihres Oberschenkels. Ich hob die Braue. Sie zeigte mit dem Messer erst auf mich, dann auf das Birnenstück. Ich neigte mich über sie und verzehrte es.

»Langsamer, du Teufel«, sagte sie und platzierte das nächste Stück ein wenig höher. Ich verzehrte es. Langsam. Das nächste platzierte sie noch höher. Das nächste desgleichen. Für das letzte Stück musste sie das Nachthemd heben.

Später, als die Birne verzehrt war und das Buch auf dem Boden lag, kniete Eudora über mir, von hinten von Kerzen beschienen. Ich lag auf dem Bauch. Aus dem Augenwinkel betrachtet wirkte sie in der Haltung so kraftvoll und wunderschön, dass ich an eine Sphinx denken musste.

»Es gefällt mir, dass du dich jetzt von mir am Rücken anfassen lässt«, sagte sie und streifte mit dem Zeigefinger über die Narben. Dann küsste sie jede einzelne. Dann mein linkes Ohr. Sie lag jetzt auf mir, zog meine linke Hand unter dem Kissen hervor und küsste den Stummel, der vom



kleinen Finger übrig geblieben war. »Ich wünschte, ich könnte alles wieder heil machen«, sagte sie.

»Das tust du doch.«

»Du solltest dich mal rasieren!« Kichernd rieb sie ihre Wange an meiner. »Mit diesen kleinen weißen Zuckerkörnchen im Gesicht siehst du aus wie der gute alte Moses. Zum Glück sind deine Haare noch braun. Wenn du rasiert bist, siehst du jung und saftig aus.«

Sie richtete sich auf, saß mit gespreizten Beinen auf mir. Wie eine Sphinx im Nachthemd.

»Das ist der Mensch«, sagte ich.

»Wie bitte?«

»Der Mensch geht am Morgen auf vier Beinen, am Nachmittag auf zweien und am Abend auf dreien.«

»Ah, aber du hast meine Frage nicht abgewartet. Jetzt werde ich dich an den Toren von Theben verzehren.«

»Mit Vergnügen.«

»Aber ich habe wirklich eine Frage.«

»Okay.«

»Bist du glücklich? Ich weiß, wir verstehen uns. Wir kommen gut miteinander aus. Aber bist du auch ... *zufrieden?*«

»Na schön, du willst es wirklich wissen. Geh von mir runter, damit ich dich ansehen kann.«

Sie wälzte sich von mir herunter, und ich nahm die Brille vom Nachttisch.

»Ja«, sagte ich. »Unverdient glücklich.«

»Es ist nur so, dass wir seit Ann Arbor auf der Flucht sind. Wir sind wie Adam und Eva, die man aus dem Garten Eden vertrieben hat und die sich nur mit Mühe über Wasser halten. Wir liegen deinem Bruder in Chicago auf der Tasche. Jetzt ziehst du in dieses Haus ein, und das ist

schön, ja wirklich, und ich habe Arbeit ... aber irgendetwas stimmt nicht.«

»Schämst du dich für mich, weil ich in letzter Zeit nicht gearbeitet habe?«

»Ach, nein. Überhaupt nicht. Im Moment hat's jeder schwer.«

»Hast du Sorge, ich könnte nicht schreiben?«

»Vielleicht fürchte ich mich davor, dass du's kannst.«

»Was meinst du damit?«

»Deinen Urgroßvater, dem die Plantage hier in der Gegend gehört hat.«

»Lucien Savoyard.«

»Ja. Ich mag ihn nicht.«

»Er ist tot.«

»Wenn du ein Buch über ihn schreibst, ist er's nicht mehr.«

»Es gibt auch Bücher über Napoleon, und der ist trotzdem tot.«

»Aber nicht ganz. Und ich weiß nicht, ob ein Mann, der zum Spaß seine Sklaven getötet hat, diese Art Wiederauferstehung verdient hat. Auch wenn er General war.«

»Brigadegeneral.«

»Nichts für ungut, Herr Brigadegeneral.«

»Stell dir doch vor, das Buch handelte nicht von ihm. Das tut es natürlich, aber es geht auch um die Sklaven, die gegen ihn rebelliert haben.«

»Und die ihn getötet haben.«

»Ja. Wie er es verdient hatte.«

»Mit Hämmern und Äxten und selbst gebastelten Speeren. Das ist alles so brutal. Nur Männer interessieren sich für so was.«

»Einspruch. Es waren auch nicht nur die Männer, die ihn gestürzt haben, jedenfalls haben das die Unionssoldaten berichtet, die hinterher mit den Sklaven gesprochen haben. Die Frauen haben ebenfalls zu den Waffen gegriffen. Sie haben das Haus alle gemeinsam gestürmt.«

»Das hätte ich an ihrer Stelle auch getan. Aber ich hätte nicht darüber geredet. Und ich würde kein Buch darüber lesen wollen. Gewalt ist etwas Privates, findest du nicht? Du redest auch nicht gern über Frankreich.«

»Stimmt.«

»Also, wo liegt der Unterschied?«

»Man kann etwas daraus lernen.«

»Und aus Frankreich nicht? Weshalb schreibst du nicht über Frankreich?«

»Das kann ich nicht. Das wird jemand anders tun, später irgendwann.«

»Ich verstehe. Du schreibst ihre Geschichte auf, und jemand, der jetzt noch in den Windeln liegt, schreibt deine.«

»Wenn man's so ausdrückt, klingt das blöd.«

»Vielleicht auch nicht. Vielleicht bin ich ja gar nicht so dumm.«

»Überleg mal ... Ein Konföderierter, der sich weigert, seine Sklaven freizulassen, einen Trupp Unionssoldaten zurückschlägt und am Ende von einem Schmied und einem Haufen halb verhungertes Feldarbeiter ermordet wird. Ich glaube, der Titel wird Interesse wecken.«

»*Die letzte Plantage.*«

»Ja.«

»Der ist gut. Du wirst der Jungkönig der Kriegshistoriker sein.«

»Ja! O Mann, du hast es kapiert!« Ich lachte.

»Und du wirst einen Neustart an einer anderen Uni hinlegen. Das Buch wird dir dabei helfen. Tut mir wirklich leid, dass ich dir alles verdorben habe.«

»Dora.«

»Wären wir uns nie begegnet, wärst du immer noch in Ann Arbor beschäftigt.«

»Ich wäre einsam.«

»Aber Professor.«

»Ich würde frieren.«

»Mit warmen Mänteln und Kaminholz.«

»Und einer langweiligen Ehefrau.«

»Die dir Babys schenken würde.«

»Babys lassen mich kalt, und das spüren sie. Sie plärren aus Protest. Das bringt mir nichts.«

»Nein, du bist selbstsüchtig. Ich arme Hure von Babylon.«

»Du kommst nicht aus Babylon.«

»Ich weiß, dass es dir vorher besser ging. Und ich habe alles zerstört. Ich habe deine Karriere zerstört.«

»Darüber brauchen wir nicht zu sprechen, Dora-Dora. Tabula rasa, weißt du noch? Alles taufrisch und neu. Ich habe einen Job verloren und eine Schlappe erlitten. Wenn wir zusammenbleiben, hat es sich gelohnt.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob wir unsere Schuld schon abbezahlt haben«, sagte sie.

Sie schloss die Augen, und ich stellte mir den Film vor, der in ihrem Kopf ablief.

Schwarzweiß. Stolpernd. Ein Stummfilm. An der Seite ein Organist. Stephen Chambers, Professor für britische Literatur, betritt das Büro von O. F. Nichols, Professor für amerikanische Geschichte, ein kurzer Fußweg von seinem eigenen Büro in Angell Hall. Er reißt die Tür auf. Die verdutzte Ehebrecherin weicht vom Schreibtisch ihres

Geliebten zurück. Mustert ihren Mann. Weiß er Bescheid? Weshalb hätte er sonst herkommen sollen?

»STEPHEN ...« In weißen Buchstaben auf der schwarzen Leinwand.

Der Ehemann, kleiner als ich, atmet schwer durch die Nase. Dora steht der Mund jetzt offen.

Weißer Buchstaben, schwarze Leinwand: »ER WEISS BESCHEID.«

Orgelmusik. Stephen hebt den Zeigefinger, sein Mund unter dem akkurat getrimmten Schnurrbart ein Loch.

»SO MACHT MAN DAS IN DEN GEBILDETEN KREISEN.«

Ich erhebe mich. Meine Körpergröße bringt den kleineren Mann noch mehr auf. Er springt um den Schreibtisch herum, als spielten wir eine Partie Tennis.

»NEIN, STEPHEN!«, kommt es von Dora.

Der Ehemann schlägt nach dem Geliebten, dessen Brille fällt hinab. Immer wieder schlägt er auf mich ein, bis ich unbeholfen auf den Boden falle. Er lässt nicht locker. Der Geliebte hebt nicht die Hände. Meine Hände bleiben unten. Die Krawatte hängt mir wie eine Zunge über die Schulter. Dora spricht. Denken Sie an die weißen Buchstaben auf der schwarzen Leinwand.

»STEPHEN ... ES IST MEINE SCHULD!«

Die Kamera gibt jetzt meine Perspektive wieder und filmt zum Angreifer hinauf. Unter dem zivilisierten Schnurrbart bleckt er die Zähne, die wilden Augen werden von Eyeliner betont, das Gesicht ist zu stark gepudert.

»ICH BRINGE DICH UM!«

Er bricht mir die Nase. Ich habe keine Zeit, mich zu fragen, ob ich einen Zahn verloren habe. Hinter dem Ehemann steht die Ehebrecherin und schlägt ihn mit dem Schuhabsatz, und das ist komisch. Es ist so komisch, dass ich mit blutverschmierten Zähnen heftig lache. Wieder und

wieder blitzen die kleinen Fäuste des Gehörnten auf. Ich lache. Andere Professoren erscheinen in der Tür, formieren sich zu einem Totempfehl der Überraschung; der oberste hat die Hände auf die Wangen gelegt, sein Mund ein großes Oval.

»SCHLUSS DAMIT!«

Sie ziehen den kleineren Mann weg. Seine Hände sind gebrochen, weshalb man ihm die Fäuste nicht öffnen kann. Er blickt in die Kamera, hält demonstrativ die verletzten Hände hoch.

»SEHT IHR? SEHT IHR, WAS IHR MIR ANGETAN HABT?«

Auch der Organist wendet den Kopf und schaut auf die Leinwand.

»Eudora ... TABULA RASA.«

Sie schlägt die Augen auf.